



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächlich vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte

Pott, August Friedrich

Lemgo [u.a.], 1856

Künstlerische Verwendung derselben.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15667

mehr wird die gesammte Deutsche Sprache, und nicht bloß die eine Besonderung, also doch auch nur eine Besonderung, unser Neuhochdeutsch, durch alle Deutsche Mundarten und Spracharten, ohne jegliche Ausnahme, gebildet. Eine Idealität jedoch, wenn man will, worin die mundartlichen Gegensätze abgestumpft erscheinen, und nur das allen Mundarten Gemeinsame, freilich das Wesentliche einer Sprache, zurückbleibt nach dem logischen Gesetze, daß mit dem Wachsen des Umfanges eines Begriffs die Zahl seiner Merkmale abnimmt. Mundarten sind, darüber täusche man sich nicht, nur beziehungsweise „Mundarten“; an sich und absolut genommen, vollständige — Sprachen, wenn auch in beschränkterem örtlichem Umfange gültig. Unter Eine Sprache, als deren Besonderungen fallend, und sich um denselben Mittelpunkt und Sprachkern, nur in anderen, und oft sehr excentrischen Kreisen, drehend, decken sie im großen Ganzen einander, und weichen nur durch meist unwesentliche, jedoch keineswegs immer auf bloße Lautverschiedenheit beschränkte Differenzen, von einander ab. Der besondere Duft, welchen eine Mundart ausathmet, übrigens kein überreiztes Fumet, hat, und bei gewissen Mundarten vor anderen, etwas so Eigenthümliches und allemal den, welcher sie, vielleicht aus seiner Heimath herausgerissen, wieder vernimmt, Unheimelndes, daß es auch den früher theilnahmlosen Fremden, wie man sich etwa nach einer verachteten und doch hübschen Feldblume niederbückt, leicht und widerstandlos zum Genusse von Gaben hinzieht, sei es von einem tiefinnigen Volksliede, von einem lieblichen Idylle, in der ungesuchten Naivetät einer vielleicht sonst ganz verwahrloseten Volksmundart ihm entgegengebracht, und daß dieser, eben durch deren natürliche, von keiner Kunst verdorbene Frische und Gemüthlichkeit seine Seele anmuthig bewegt, oft, wie von heilsamem Morgenthau, neu erquickt und belebt fühlt. Dies ahnen zu lassen, genügen zwei Namen: Theokrit und Hebel, die unnachahmlichen*). Man überseze sie, nicht etwa in eine andere Sprache, etwa jenen ins Latein (vgl. z. B. die Eklogen Virgils, welche einen, nachdem man ihr griechisches Vorbild zuvor gelesen, trotz aller aufgewendeten Kunst — kalt lassen); man nehme ihnen nur durch Uebertragung in eine andere höhere Mundart ihr ursprüngliches mundartliches Colorit (wie z. B. des dorischen Plateiasmos), und sie sind — nichts mehr, oder bloß ein halbes. Eine geistvolle Abhandlung von Friedrich Jacobs: Ueber einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche ihrer Dialekte. München 1808. 4. zeigt, wie das kunstsinige Volk der

*) Auch könnte an Schotten, wie Burns, erinnert werden. „Tenniscottisch songs rendered into German. By W. B. Macdonald of Rammerscales. Edinb. 1854. sollen, wie der Uebersetzer sagt, „die nahe Verwandtschaft in Klang, Rhythmus und Musik zwischen der schottischen und deutschen Sprache beweisen“ helfen.

Hellenen auch darin mit genialer Anschauung seinen Vortheil herausfühlte, daß es nicht nur jede Redegattung in einer von ihr ursprünglich gewählten und sonstwie angemessensten Mundart zu Worte kommen ließ, sondern daß auch seine Dichterheroen, — z. B. die Sceniker im Chor und Pindar in den Siegeshymnen, ihren Geistes- schöpferischen durch geschmackvoll wählerisches Versetzen mit Anklängen an andere Mundarten, oft die zartesten und jedem anderen, als dem griechischen Ohre und Gefühle, schwer zugänglichen Tinten und Farbmischungen zu geben verstanden. Der Gebrauch des Prakrits im Indischen Drama hatte, täusche ich mich darüber nicht, ebenfalls einen gewissen künstlerischen Zweck. In so fern aber scheint mir der Fall nicht der nämliche, als sich die je nach den Personen und Ständen (Bornehme und Niedere der mannigfachsten Art; Männer, Weiber) so verschieden gewählte Form des sprachlichen Ausdrucks (Sanskrit, und, in sich selbst ungemein variiert, Prakrit) bei den Indern wie ein Widerschein darstellt einer kastenmäßig geschiedenen und streng eingefachten Bevölkerung, zumal in einer Dichtgattung, welchem die Wirklichkeit der Lebensverhältnisse leicht seine Spuren tief eindrückt.

Wir gehen weiter. Sprachen — ein Merkmal der Freiheit, unter deren schöpferischen Gunst sie entstanden und sich fortentwickelten, ja noch immer von Neuem spalten, — zeugen, im Gegensatz zur Naturnothwendigkeit, welche im Bereiche des Organischen aus Gleichartigem nur wieder Gleichartiges durch Zeugung hervorgehen läßt, aus dem einen Besonderen ein Besonderes, welches sich charakteristisch dadurch hervorthut, gerade nicht genau derselben Art zu sein. „Was seinem Ursprunge nach verwandt ist, muß auch seinem Wesen nach verwandt sein“, bemerkt mit Recht Steinthal, ohne daß er den hieraus fließenden Schluß zuläßt, von welcher Wichtigkeit, auch in principieller Rücksicht, eine Gruppierung der Sprachen nach ihren genealogischen Verwandtschaftsverhältnissen sein müsse, auf die er überhaupt viel zu wenig Gewicht legt. Obschon nun zwar bei ursprünglich stammverwandten Völkern die sprachliche Verwandtschaft dadurch aufgehoben werden könnte, daß etwa das eine seine Sprache aufgibt und gegen eine fremde vertauscht, so liegt doch in der Natur der Sache, daß verwandte Sprachen, ihrer sonstigen Veränderungen ungeachtet, doch nie den Charakter genealogischer Gleichartigkeit gänzlich verläugnen. Nämlich im Auge des kundigen Sprachforschers, während der nicht dahin gerichtete und für Unterscheidung von Gleichheit und Ungleichheit ungeübte Sinn des Laien die allerdings häufig bis zur Unkenntlichkeit verlarvte Gleichartigkeit leicht mißkennt und für Grundverschiedenheit hält: so sehr entfremdeten sich im Verfolge der Zeit ihrem Mutterstocke die Sprachen in immer größeren Zwischenräumen. D. h. in ihrem geschichtlichen Verlaufe differenzirt sich eine Sprache aus ur-

springlicher Einheit zu einer unter sich ungleichen Mehrheit; — eine Erscheinung, die von ähnlichem Zerfallen in Vielheit bei einer Menge mundartlicher Einzelheiten abhängig ist und darin mit besteht. In wie fern nun der Unterschied minder auf strenger Wirklichkeit als auf Schein beruht, (z. B. wo er bloß oder fast bloß den Laut angeht, dessen Abänderungen den Sprachgebilden leicht einen großen Schein der Verschiedenheit geben), oder wo umgekehrt der Abstand ein in sich wesentlicher wird: das zu beurtheilen, ist Sache vergleichender Sprachforschung.

Hiebei kommt es begreiflich auf das Verhältniß von Ungleichheit zur Gleichheit, oder in entgegenlaufender Ordnung, an; und zwar wird, wenn selbiges auch artlich zu bestimmen ist, dabei doch nicht minder ein graduell meßbarer Unterschied an den Tag gebracht werden können, der selber wieder zu einem qualitativen umschlägt. Im richtigen Gefühle hievon, und bei Ermangelung eines absoluten Maßstabes, hat man sich, um überhaupt von dem Gradverhältnisse von Sprachen in verwandtschaftlicher Beziehung eine Maafbestimmung, auch nur, so zu sagen, nach dem bloßen Augenmaaf, geben zu können, häufig mit Vergleichen geholfen, indem man an ein allgemeiner bekanntes Verhältniß erinnerte und das erst festzustellende mit diesem gleichsetzte. So z. B., wenn Alex. v. Humboldt über die Unüberlegtheit sich beschwert, „ganz Amerika, als wäre es ein Sprachcomplex, zusammen zu werfen, während in dem mexikanischen Caucasus allein 40—50 Sprachstämme existiren, so verschieden als semitisch von iranisch, als basitisch vom keltischen u. s. w.“ Dies natürlich immer surrogatorische und bloß ungefähre Bestimmungen liefernde Verfahren setzt doch schon die Bekanntschaft mit einem Verhältnisse voraus, was aber dann selber schon mit größerer Schärfe fixirt zu sein verlangte. Sage ich z. B., diese beiden Sprachen a und b verhalten sich, wie c: b, also, entweder grundverschieden, wie Semitisch und Arisch oder 2, zwar stammverwandt, allein a doch immer noch so weit von einander entfernt, wie Griechisch und Deutsch, oder b minder weit, wie Englisch und Deutsch, Schwedisch und Dänisch, vielleicht gar so nahe und ähnlich wie Italienisch und Latein = Neugriechisch und Altgriechisch, kurz dgl., so stelle ich damit dem, welcher die zur Vergleichung herangezogenen Glieder genügend kennt, ein anschauliches Bild vor Augen, was aber jedem andern wenig hilft. Unklar, und höchstens zu bloßem Hausbedarf tüchtig, bleibt die Vorstellung aber auch dann noch, ist nicht die Proportion des verglichenen Paares zu eigentlich wissenschaftlichem Bewußtsein erhoben; — und da haperts in der Regel noch gar sehr. Es gilt also, für Sprachen, Mundarten u. s. w. gewisse im Ganzen ziemlich adäquate und gleichgradige Weiten der Abstände zu finden, um vorkommenden Falles sich darauf, gleichwie auf Nor-